

Schwester und ich eilten sofort zu ihr. Wie von Geisterhand war die Verschaltung des Türschlosses abgefallen. Die alte Dame konnte es nicht gewesen sein, sie lag reglos im Bett.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war ich erstmals seit Langem völlig schmerzfrei. Gelöst kam ich zur Frühschicht. Bei der morgendlichen Übergabe erfuhr ich, dass die alte Dame in der vergangenen Nacht gestorben war. Auch wenn es nur ein Zufall sein konnte, war mir die Gleichzeitigkeit der Geschehnisse doch ein bisschen unheimlich.

Niemals hätte ich geglaubt, dass mir diese Arbeit so viel Spaß machen könnte. Auch meine Eltern hätten das nie für möglich gehalten, zumal ich mich schon als Kind wahnsinnig vor Exkrementen geekelt habe. Wenn ich in Hundekacke getreten bin, habe ich danach stundenlang meine Schuhe geschrubbt. Meine Mutter hat nur gelacht und immer wieder angekündigt, mir zu meinem 18. Geburtstag einen Pferdeapfel zu schenken.

Besagter Tag sollte schließlich in vielerlei Hinsicht für mich ein besonderer werden. Endlich durfte ich Auto fahren und die von mir geliebten Horrorfilme aus der Videothek ausleihen. Auf diese Unabhängigkeit hatte ich mich schon ewig gefreut. Damals wohnte ich noch bei meinen Eltern in einer Vier-Zimmer-Plattenbauwohnung in Hellersdorf. Als ich ins Wohnzimmer kam, war der Geburtstagstisch bereits gedeckt: Kerzen, Geburtstagskarten von allen aus der Familie, Geschenke, überall bunte Luftballons und Donauwelle, mein Lieblingskuchen. In der Mitte thronten vier handballgroße, in Silberfolie eingepackte Kugeln. Auf sie stürzte ich mich zuerst. Ich riss die Folie auf und brüllte lachend los: »Ist das jetzt wirklich euer Ernst? Was waren das denn bitte für Riesenpferde?«

Meiner Mutter liefen die Tränen, sie konnte sich vor Lachen kaum halten, dannklärte sie mich auf: »Das ist Elefantenscheiße, mein Junge!« Sie hatte also ihr Versprechen tatsächlich wahr gemacht – mithilfe meines Vaters, der die vier gigantischen Haufen aus dem Berliner Zoo mitgebracht hatte, wo er gerade als Dachdecker arbeitete.

In null Komma nichts war das Praktikum in der Klinik vorbei. Sofort bewarb ich mich dort um einen Ausbildungsplatz, bekam aber leider erst für das darauffolgende Ausbildungsjahr eine Zusage. Jetzt hieß es, die Wartezeit zu überbrücken, um nicht mit leeren Taschen dazustehen. Zum Glück konnte mir mein Vater bei seiner Firma eine Stelle als Bauhelfer vermitteln.

Tatsächlich gibt es nichts Schlimmeres, als seine Rechnungen nicht bezahlen zu können oder an der Kasse im Supermarkt das Geld zigital nachzahlen zu müssen, aus

Sorge, es könnte nicht reichen. Dazu kommt, dass man in bestimmten Jobs nicht nur schlecht bezahlt, sondern auch herablassend behandelt wird. Das habe ich am eigenen Leib erfahren. Als ich die Klos in dem Fitnessstudio schrubbte, war es für einige Mitarbeiter zu viel des Guten, die ganz normalen Höflichkeitsregeln einzuhalten. Es gab keine nette Begrüßung, kein »bitte«, kein »danke«. Dieses Phänomen beobachte ich auch heute ab und zu im Klinikalltag. Das Pflegepersonal grüßt die Reinigungskraft nicht, der Chefarzt grüßt die Pflegekraft nicht. Für mich ist jeder Mensch, unabhängig davon, welchen Job er macht, wertvoll und ein wichtiger Teil unserer Gesellschaft. Und seien wir mal ehrlich: Egal ob Reinigungskraft, Pfleger oder Arzt – am Ende des Tages sitzen wir alle in Jogginghosen auf der Couch.

Ein langer, harter Weg

Am 4. Oktober 2010 begann ich meine Ausbildung an der Krankenpflegeschule in Berlin-Neukölln. Auf mehrere Wochen Schule folgten immer mehrere Wochen praktischer Einsatz in den verschiedenen Fachbereichen wie der Neurologie, Psychiatrie, Urologie oder auf der Rettungsstelle.

In meiner Klasse war ich mit meinen mittlerweile neunundzwanzig Jahren der Zweitälteste von fünfundzwanzig Schülern, viele waren deutlich jünger als ich und kamen frisch vom Gymnasium. Einige waren bald wieder weg, weil sie doch noch einen Studienplatz in Medizin bekommen oder die Probezeit nicht bestanden hatten. So hat sich die Klasse im Laufe der drei Jahre spürbar verschlankt.

Ich war einer der wenigen, die kein Abitur hatten. Und mein letzter Schultag lag ewig zurück. Anatomie, Physiologie, Kommunikation oder Krankheitslehre – ich musste das Lernen erst wieder lernen. Als mir zum ersten Mal Wörter wie *Mitose* und *Meiose* unterkamen, dachte ich nur: »Bitte was?« Ich hatte davon noch nie etwas gehört und war von dem Lernstoff und den ganzen Fachbegriffen anfangs ziemlich demotiviert. »Das packst du niemals«, dachte ich. Irgendwann redete ich mir aber selbst ins Gewissen: »Mann, Alter, jetzt reiß dich mal am Zippel. Du bist jetzt Ende zwanzig. Das ist deine letzte Chance. Noch eine wird's nicht geben!«

Also habe ich die Arschbacken zusammengekniffen und mich richtig reingehängt. Während die anderen feiern gingen oder am See lagen, habe ich gebüffelt. Statt die unterschiedlichen Krankheitsbilder nur auswendig zu lernen, war es mir wichtig, die komplexen Zusammenhänge zu verstehen. Deshalb habe ich im Unterricht irgendwann gar nicht mehr mitgeschrieben, sondern selbständig zu Hause in Fachbüchern und im Internet recherchiert. Zum Ende der Ausbildung hatte ich stapelweise Karteikarten angelegt.

Meine Zwischenprüfungen hatte ich bereits bestanden, alles lief gut. Bis zu jenem Tag im Sommer 2011. Als ich morgens auf die Toilette ging, hatte ich Blut im Urin. Zur Schule fuhr ich trotzdem, da an diesem Tag eine mündliche Prüfung anstand. Und danach sofort zum Urologen. Auch dort war die Urinprobe blutrot. Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich im Warteraum saß, der Urologe hereinkam und mich vor allen Leuten fragte: »Ist das Ihr Becher?«

»Ja.«

»Seit wann haben Sie das?«

»Seit heute Morgen.«

»Haben Sie Schmerzen?«

»Nö, eigentlich nicht.«

»Scheiße«, sagte er, ganz leise. »Wenn Sie Schmerzen hätten, wären es vermutlich Blasensteine. Aber so ist es wahrscheinlich Blasenkrebs. Na, wir gucken mal, was der Ultraschall sagt.«

Dann ließ er mich mit dieser Aussage sitzen. »Oh nein, nicht schon wieder«, ging es mir durch den Kopf. »Ich dachte, das Thema sei vom Tisch! Dieses Mal habe ich bestimmt nicht so viel Glück.« Für mich war die Diagnose bereits klar. Ich rief sofort meine Mutter an und erzählte ihr alles. Bald darauf kam sie auch schon völlig aufgelöst in die Praxis und setzte sich zu mir.

Zu dieser Zeit war ich bereits auf einer Urologiestation eingesetzt gewesen. Blasenkrebs war mir also ein Begriff und ich hatte sofort die Bilder im Kopf: Wie sie mir die Blase rausnehmen, wie ich zur Chemotherapie muss und – wenn ich richtig Pech hätte – wie ich in Zukunft aus dem Bauch in einen Beutel pinkeln muss. Ich glaube zwar nicht an Gott, aber als ich dort im Warteraum saß, habe ich trotzdem gebetet.

Bei der Ultraschalluntersuchung versuchte ich am Monitor irgendetwas zu identifizieren, doch mich erinnerte das alles nur an einen schwarz-weißen Flickenteppich. Als auch der Arzt nichts Auffälliges erkennen konnte, war ich zunächst erleichtert, doch er dämpfte meine Euphorie sofort.

»Das muss nichts heißen, manche Tumore kann man auf dem Ultraschall nicht erkennen. Wir müssen in den nächsten Tagen noch eine Blasenspiegelung machen.«

»Nee, stopp«, sagte ich angespannt. »Können wir die Blasenspiegelung nicht heute noch machen? Ich möchte sofort wissen, ob ich Krebs habe oder nicht.«

Daraufhin lenkte er ein. »In Ordnung, das dauert aber, nehmen Sie bitte draußen noch mal Platz.«

Eine Blasenspiegelung ist normalerweise eine sehr schmerzhaft Angelegenheit. Aber ich war so voller Adrenalin, dass ich überhaupt nichts spürte. Die Untersuchung ergab schließlich, dass nur ein Blutgefäß geplatzt war, wahrscheinlich aufgrund einer Entzündung. Ich kann gar nicht sagen, wie erleichtert ich war. Nur ausgestanden war die Sache leider noch immer nicht.

Am nächsten Tag konnte ich nämlich kaum laufen; in meinen Knien hatte sich Wasser gesammelt, meine Ellbogen waren ebenfalls geschwollen und schmerzten, meine Augen waren entzündet. Im Krankenhaus konnten die Ärzte keine Ursache finden. Ein Rheumatologe stellte kurz darauf eine reaktive Arthritis fest, auch bekannt als Morbus Reiter. Eine Immunreaktion meines Körpers – vermutlich ausgelöst durch die Entzündung in der Blase. Das hieß: mehrere Wochen lang starke Schmerzmittel

nehmen. Dennoch ging ich in dieser Zeit weiter zur Ausbildung. Ich konnte mich nicht krankschreiben lassen, denn mit zu vielen Fehltagen hätte ich sie nicht abschließen können und von vorne beginnen müssen. Das wollte ich auf keinen Fall, also habe ich die Zähne zusammengebissen und trotz der Schmerzen funktioniert: Medikamente aufziehen, Patienten waschen und mobilisieren – dabei fiel mir selbst das Laufen schwer.

So beschissen diese Zeit auch war, heute hilft sie mir, mich wenigstens annähernd in Patienten hineinversetzen zu können, die eine schlimme Diagnose bekommen haben und sich mit dem eigenen Sterben auseinandersetzen müssen. Das Leben kann verdammt kurz sein. Zu dieser Erkenntnis bin ich im Laufe meiner Arbeit auf der Intensivstation immer wieder gekommen. Leider vergeuden wir oft die wertvolle Zeit, die wir haben, indem wir uns vorrangig mit den negativen Dingen des Lebens beschäftigen. Immer wenn wir neidisch und missgünstig auf andere schauen, verlieren wir unser eigenes Glück aus den Augen. Manchmal stelle ich mir vor, wie ich an meinem Lebensabend im Sessel sitze und rückblickend denke: »Ach, hätte ich doch damals ...« Und dann sage ich mir, dieses »damals« ist genau heute. Seitdem schiebe ich Herzensentscheidungen nicht mehr auf.